

Schönheit [Schluss]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **11 (1907-1908)**

Heft 10

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665525>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Als Fortsetzung dieses letzten Saales, kann man *Thee Queens Presence Chamber* betrachten. Die Decke ist ebenfalls von Verrio mit allegorischen Figuren geschmückt worden, deren Mittelpunkt Catherine von Braganza, die Gemahlin Karls II. bildet. Die Wände sind mit Eichenholz getäfelte und mit vier großen Gobelins behangen, die Fortsetzung der Geschichte Esthers darstellend. Schön ist das altertümliche Kamin und die Skulpturen in Holz, die während Karls II. Regierung von G. Gibbons ausgeführt wurden.

Von dort gelangt man in einen 78 Fuß langen und 31 Fuß hohen Saal *The Guard Chamber*, für die Garde oder Leibwache des Königs bestimmt. Verschiedene Trophäen und Waffen des Peninsularkrieges (Kampf gegen die Franzosen in Spanien 1808—1813) und der Schlacht von Waterloo, die Büsten von den Herzogen von Marlborough und Wellington schmücken die Wände. Eine alte Reiterrüstung, im Jahre 1585 von Jacobi gemacht und von einem Hauptmann der Garde unter der Königin Elisabeth getragen, die Eduard VII. im Jahre 1901 geschenkt wurde, wird als Merkwürdigkeit gezeigt. Vier Glasschränke enthalten eine schöne Sammlung von Schwertern aus dem 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts, ferner eine Rinderrüstung mit italienischer Goldarbeit und einem runden Schild, der für Karl I. gemacht wurde. Am merkwürdigsten unter all diesem kriegerischen Schmuck ist ein schöner Silberschild mit Gold eingelegt, von dem Meister der Goldschmiedekunst, Benvenuto Cellini, geschmiedet. Franz I. von Frankreich schenkte denselben Heinrich VIII, als die beiden Monarchen am 31. Mai 1519 in Ardres in der Nähe von Calais auf dem sog. *Field of the Cloth of Gold* zu einem Tournament zusammen kamen. Der Ort wurde als „Goldzeugfeld“ bezeichnet, weil die beiden Könige und ihr Gefolge eine nie vorher dagewesene Pracht entfalteten. — Die Schwerter von James I. und Karl I. sind auch dort aufbewahrt. Einige Porträts von Prinzen und Königen vervollständigen den Schmuck dieses großen Saales.

(Schluß folgt.)

Schönheit.

(Schluß. Vergl. Heft 6).

Das Maß der Schönheit hat eine natürliche Wurzel im *Rassengefühl* jedes Volkes; so wie der natürliche Mensch eines fremden Stammes bei der Auswahl und Bewertung der verschiedenen Typen gewöhnlich als den schönsten jenen bezeichnen wird, der seiner Rasse am nächsten steht, so wählt unfehlbar der in kultureller Entwicklung begriffene Mensch das Bild der höheren Rasse. Abgesehen von dieser natürlichen Gemeinschaft der Rasse und dem dumpfen Streben nach der höheren Stufe aber erweckt jede vollendete Verkörperung eines Typus im Beschauer selbst dann ein primitives Lustgefühl, wenn auch durch Gegentriebe vielleicht späterhin sogar ein Abscheu wirksam wird. Und je mehr wir uns in der steten Reibung mit fremden Völkern, im Austausch unserer körperlichen und geistigen Kräfte aus dem ursprünglich fest abgegrenzten Gebiet unserer physischen Möglichkeiten entfernen, desto mehr Formen der Natur werden unserem Gefühl zugänglich und desto mehr sind wir imstande, auch eine uns ferne Schönheit in ihren

Werten zu erfassen und zu genießen. Die Entwicklungsstufe einer Kultur mag man ruhig daran messen, ob die Schönheit nur an den Maßen des Beurteilers oder an den immanenten Maßen des Objektes gewertet wird, und ein schönes Gefühl entsteht dann im gebildeten Beschauer, wenn er empfindet, daß die Natur in einer Verkörperung ihre Zwecke leicht erreicht hat. Dieselbe Linie mag man in einer fortgeschrittenen Art der Betrachtung von Kunstwerken erkennen, da es uns nun immer mehr daran liegt, ob ein Künstler seinen eigenen Absichten Genüge getan, sich bis auf einen letzten möglichst geringen Rest ausgegeben hat, und wir es allmählich doch verschmähen, sein Werk nach den Wünschen fremder Menschen, die ihm gleichgültig, feindlich sein müssen, zu messen. Bei einer solchen Art zu sehen, die nicht aus ethischen Gesichtspunkten heraus gefordert wird, sondern einfach unserer Kultur entspricht und die größte Steigerung unserer Glücksgefühle als einziges Ziel im Auge hat, werden natürlich die Menschenformen, die wir von vornherein abweisen, immer weniger zahlreich, und wir kommen dahin, nur noch eine Art der äußeren Erscheinung auf jeden Fall unschön zu nennen: nämlich die gleichgültige, unpersönliche.

Ein festes Maß aber gilt noch immer, ja in den letzten Jahren mehr als je. Wir verdanken es der Abkehr vom künstlichen Ideal und unserer naturwissenschaftlichen Bildung. Die neue, wenn auch alte Forderung an die schöne Erscheinung heißt: Gesundheit. Ich will gar nicht von den Fanatikern sprechen, die, Prediger in der Wüste, mit schrillen Stimmen nur ein Ziel, nämlich die derbe Kraft kennen, aber selbst ein so vernünftiger Mann wie Straz*) findet keine ihm wichtigere Definition der Schönheit als: „Schönheit ist vollste Gesundheit“. Was also dem normalen Körper nicht eigen ist, gilt als häßlich, und man spürt durch diese Anschauung hindurch die biologische Methode, die nur eine gesunde Entwicklung kennt: nämlich die auf Herstellung einer lebenskräftigen und möglichst normalen Nachkommenschaft. Es hat auch nicht fehlen können, daß ein solcher Ton in der ganzen Betrachtungsweise der Kunst und Literatur fühlbar geworden ist. Die Ärzte und eine Reihe von Leuten, die päpstlicher sind als der Papst, wissen bei vielen Erscheinungen nichts Wirksameres und anscheinend Klügeres vorzubringen als den Hinweis auf das Kranke oder, wie man gern sagt, Pathologische. Auf solche Art ist nicht nur eine große Gruppe gegenwärtiger Kunstäußerungen mit einem Nebenton der Verächtlichkeit und Schädlichkeit bedacht worden, sondern auch eine lange Reihe der uns teuersten Werke der Vergangenheit wird mit dem Makel der Lebensunfähigkeit und Kränklichkeit aus dem Bereich der förderlichen Kulturkräfte gewiesen. Man spürt den Modellen der Bilder nach und konstatiert, daß das Schönheitsideal des Botticelli auf eine Schwindfüchtige zurückgehe. Man ruft den Anatomen herbei, und es gelingt festzustellen, daß die schlanke Linie der neuen Plastik auf eine Verschnürung und Sterilität des Frauenkörpers zurückgeht. Die sanfte und traurige Anmut englischer Frauen ist leicht durch jene Morbidezza erklärt, die, aus dem Bereich des Künstlerischen in den des Alltags gerückt, die klinische Form der Hysterie nicht verbergen kann. Das alles ist ganz richtig. Man kann es auch sehr gut verstehen, daß alle Menschen, denen daran gelegen ist, eine schöne und ihre Absichten möglichst nahe erreichende Nachkommenschaft zu haben, in der Kunst und im Leben ein Bild vor sich haben wollen, das nach unserem Verständnis gesund

*) Dr. C. S. Straz, Die Schönheit des weiblichen Körpers. 7. Auflage. Stuttgart 1900.

ist, anstatt der sich zu verzehrenden Menschen, die zum großen Teil nun doch einmal Spiegelbild und Kreis unserer Künstler sind. Nur muß man dazu anmerken dürfen, daß die Kunst überhaupt kein Zeichen der Gesundheit ist, daß die schöpferische Betätigung einen Grad der Reizbarkeit oder, wie man jetzt so gern sagt, Reizsamkeit und Erregung verlangt, der im wirklichen Leben nicht vorhanden zu sein braucht. Daß dem gelassenen und mechanischen, sehr glücklichen Leben einer Nation viele Formen der Kunst fehlen müssen, hat ja auch Platon schon gewußt, als er die Dichter verbannte. Und wer in den künstlerischen Werken aller Gebiete nur eine moralische Anstalt sieht, die sich bemüht, das Menschengeschlecht möglichst widerstandsfähig zu machen, der wird natürlich in der Schönheit vor allem lebendige Kraft und höchste Gesundheit zu sehen begehren. Nur hüte man sich, zu verlangen, was nicht in unseren Grenzen ist. Vor zwanzig Jahren ist es mit der einseitigen Vorherrschaft der Wissenschaft in unserem Leben so weit gewesen, daß eine nicht allzu bedeutende Broschüre, „Rembrandt als Erzieher“, das Wort der Erlösung zu sein schien. Und als Nietzsche sein Wort vom Bildungsphilister aussprach, wußte ganz Europa, was übrigens immer nur bedeutet hundert bis hundertfünfzig Menschen, daß eine der tiefsten Kulturlosigkeit unserer Zeit in diesem Ausdruck und Hohnworte gefaßt sei. Wir könnten heute ruhig sagen, daß der Bildungsphilister sehr weit hinter dem G e s u n d h e i t s p h i l i s t e r zurücksteht. So wie die Bildung etwas sehr Schönes ist, so ist es auch gewiß die Gesundheit; allein nach einem Lineal alles Menschliche abmessen und einrichten zu wollen, ist immer ein klägliches Elend. So wollen wir uns bemühen, so gesund zu sein, als es irgend geht, aber doch nicht gleich bei jeder Steigerung der Empfindung, bei jeder Besonderheit und jedem Reize einer seltsamen Persönlichkeit nach dem Irrenarzt rufen, die Kaltwasserkur doch nicht als die höchste Kraft unserer Kultur betrachten und nun nicht plötzlich, wo wir es uns eben abgewöhnen, immer nur mit der Moral zu werten, anfangen, den Kranken zu verachten und nur den Gesunden zu ehren.

Sind wir halbwegs ehrlich, so müssen wir uns ja doch zugeben, daß nur die scharf umrissene, sehr eigene Persönlichkeit wertvollen Menschen schön erscheint. Doch hören wir von Zeit zu Zeit von einem Menschen sagen: das ist ein schöner Mann, oder das ist eine schöne Frau, aber man muß wirklich lächeln, wenn man sich erinnert, wie unerhört oft diesem Vordersatz dann die persönliche Bemerkung folgt: aber mir gefällt er, sie gar nicht. Da hat man nämlich, naiv und banal ausgedrückt, die f a l s c h e B e z i e h u n g, die die Menschen zu d e r S c h ö n h e i t jetzt haben. In ihnen steckt eine fremde Tradition, die Wirkung irgendwelcher Ästhetik oder Mode, die sie aussprechen läßt: „Ja, so sieht ein Mensch aus, den die anderen wohl mit Recht schön nennen.“ Und dann fügen die Instinkte, die ja doch das ungefähr Zuverlässigste sind, was wir haben, hinzu: Ich denke mir die Schönheit ganz anders, nämlich nicht landläufig, nicht ein geprägtes Gesetz, sondern irgend etwas, was in einer besonderen Beziehung zu meinem Wesen, zu meinen Nerven steht. Wenn nun aber niemandem die Schönheit nach diesem landläufigen Begriffe mehr gefällt, so wollen wir ihn schließlich aufgeben und in die Ecke stellen und nach dem neuen Element suchen, das vielleicht in den persönlichen Schönheiten, die jeder einzelne von uns wieder für sich zugibt, doch gemeinsam ist. Da kommt dann heraus, daß das Gemeinsame die Verschiedenheit ist. Einen Augenblick klingt das wie einer jener hübschen sophistischen Sätze, die einen Moment lang gefallen und einen dann sehr nervös machen. Hier aber ist es die Wahrheit und sogar eine recht erfreuliche.

Es ist nämlich die Nuance, die charakteristische Abweichung vom Normalen, die wir Schönheit zu nennen lernen. Wir haben allmählich ein großes Verständnis für die Fülle der Lebens- und Naturformen bekommen. Die Maler und die künstlerisch gesinnten Leute der Wissenschaft verbünden sich daher Tag für Tag, um uns eine neue Schönheit zu zeigen. Haeckel veröffentlicht Bilder von kleinen Seetieren, deren Formen uns schöner vorkommen als die Phantasien irgend eines Malers. Auch gar nicht sehr nachdenkliche Menschen gehen in die Natur hinaus, und es fällt ihnen plötzlich auf, daß es da Dinge gibt, die genau so merkwürdig und ihnen ungewohnt aussehen wie impressionistische Landschaften, Skizzen, die sie eben noch verlacht haben, und es ist dann doch nur natürlich, daß man, wahrscheinlich wieder von den Bildnismalern geleitet, auch beginnt, sich selbst und die um uns herum mit anderen Augen anzuschauen. Im Grunde solcher Freude über die Nuance liegt dann die große und scheinbar aufrichtige Naturverehrung, die unsere Zeit wirklich hat und die sie, wie es in unseren komplizierten Tagen ja gar nicht anders möglich ist, erst auf einem Umweg über eine sozusagen naturalistische, in Wahrheit aber sehr stilisierende Kunst empfangen durfte.

Die Theorie, daß nichts Natürliches häßlich ist, alle Bäume, alle Tiere, alle Pflanzen, ja vielleicht sogar alle Menschen schön sind und wir nur endlich so weit kommen müssen, ihre Schönheit auch zu spüren, ist ja nun längst nicht mehr von heute. Man vergißt es leicht, daß seit dem überschwenglichen und in jener Zeit als so wild empfundenen Büchern Ruskins, der unseren Zeiten eigentlich schon sehr als ein zahmer Greis erscheint, in der Tat auch schon fünfzig Jahre ins Land gegangen sind und daß sein leidenschaftlicher und immer von neuem wiederholter Grundsatz „Alles Natürliche ist schön, und Schönheit ist nur ein anderes Wort für Güte und Moral“ uns heute als eine Binsenweisheit, ein Gemeinplatz in die Ohren klingt. Trotzdem sie aber von so verschiedenen Seiten der Bildung und des Weltgefühls herkommen, der Ethiker, der an die Fruchtbarkeit immer denkt, und der Ästhet, der das aufreibend profane Dasein verachtet, sie sind einander hier sehr nahe gekommen. Nur daß der eine die Anmut der Nuancen und der andere die Fülle der Gesichte mit demselben phantastischen Rufe nach der Schönheit meint. Sie beide aber setzen die Schönheit ins Zentrum.

Aber gehört denn der Mensch überhaupt noch zu den Dingen der Natur wie die Pflanzen und Felsen, die wir so rührend finden, wenn die Sonne ihnen Farbe gibt oder ein Dämmer sie ins Ungewisse rückt? Denken wir denn an irgend etwas der „Natur“ zugehöriges, wenn wir einen Menschen auf Grund eines Eindrucks oder eines Erinnerungsbildes schön finden, oder ist es nicht vielmehr ein ärmlich gestütztes und mühsam hergerichtete Kulturprodukt, mit dem wir uns auf irgend eine Art abfinden müssen, so daß alle diese Weisheit von der Schönheit alles Natürlichen gar nichts mit der äußeren Erscheinung des modernen Menschen zu schaffen hat? Da ist nun allerdings sehr viel Trauriges zu sagen. Analysieren wir unseren Schönheitsbegriff nur ein wenig sorgsam, so finden wir: Ich sage, diese Frau ist schön, und wenn ich mich im selben Augenblick schon zwingen, mir Rechenschaft darüber zu geben, wie ich sie mir vorgestellt habe, um sie schön zu finden, so ist es eine angezogene, im natürlichsten Fall halb bekleidete Frau, und ich beurteile also nicht ihre unveräußerliche Erscheinung, sondern das mehr oder minder gelungene Kunstwerk, das sie mit Hilfe ihres Körpers als Baugerüst und einer Reihe anderer Zutaten aus sich geschaffen hat. Die Schönheitsnorm, die bisher

half, war aber der nackten griechischen Plastik entnommen. Oder ich sage, ein Mann ist schön, und ich ertappe mich dabei, daß in der Überzahl aller Fälle die Vorstellung desselben Menschen in seiner unbekleideten Natur schon hinreicht, um mein Urteil, wenn nicht vollständig umzustößen, so doch mit einer Reihe von unbehaglichen Nebentönen zu versehen. Wir sehen ja von einer Frau, die wir auf Grund einer Reihe von Erfahrungen, sei es im deutlichen Bewußtsein, sei es unterhalb jener Schwelle, die unsere Klarheit anzeigt, schön nennen, ihr Gesicht, ihre Haare, in einer Zurückung, die den natürlichen Sinn des Haares möglichst verdreht, die Hände; vielleicht haben wir einmal bei irgend einer Gelegenheit ihren Hals und ihre Schultern gesehen und dann, für den Fall geübter Augen, auch noch die Linie der Bewegung, den Charakter des Körpers, soweit er nicht durch die Mode einer Kleidung, die das Individuum auf ein Schema reduziert, versteckt ist, konstruiert. Und beim Manne sehen wir wiederum nur das Gesicht und die Hände, hier allerdings, was sehr wichtig ist, die Schädelform, die uns bei der Frau verborgen bleibt, und den Gesamtgestus, allerdings innerhalb der Grenzen unserer englischen Kleidung, die immer mehr das Bestreben zeigt, die Linien in breiten Säcken zu verbergen.

Dem gegenüber setze man, was die Griechen, auf die sich die Freunde einer ästhetischen und sentimentalen Beurteilung so gerne berufen, von den Menschen gesehen haben. So ziemlich alles, sei es unverhüllt, sei es durch eine Kleidung hindurchschimmernd, die noch keine andere Absicht kannte, als anzudeuten, wo man nicht offenbaren konnte. Es wird hier nun natürlich von mir nicht darauf eingegangen, welche Wirkungen diese Veränderungen auf die künstlerische Darstellung des Menschen und in der weiteren Folge auf die Entwicklung des menschlichen Körpers hatte, denn wir rechnen ja nicht mit irgend einem Ideal, stellen keine Forderungen auf, sondern wollen uns begnügen, innerhalb dessen, was uns nun möglich ist, nach unseren Klimaten, unseren sozialen Bedingungen und unseren spezifischen Vorheiten möglichst viel Schönheit auszudrücken und zu verbreiten.

Deshalb gilt diese ganze Betrachtung der äußeren Erscheinung eines Menschen viel mehr dem bekleideten als dem unbekleideten, der, ich sehe nicht ein, weshalb ich es verbergen soll, ja gewiß viel reizvoller ist, aber auf den wir wenigstens für die Fälle unserer Erlebnisse ja doch verzichten müssen. Man wird es darum auch verstehen, wo die praktische Bedeutung von Auseinandersetzungen über die äußere Erscheinung des Menschen in der Vergangenheit und der Gegenwart zu liegen vermag; denn da wir es einmal sagen müssen, daß der Mensch, wie wir ihn sehen und spüren, nicht ein klares Ergebnis der Natur, sondern ein kunstreiches Erzeugnis der Kultur ist, so wollen wir uns doch auch entschließen, die Forderung aufzustellen: der Mensch sei ein Kunstwerk, das wir so vollkommen gestalten wollen, als unsere Kräfte gestatten.

*

*

Die Persönlichkeit ist also schön. Und häßlich ist der, der etwas scheinen will, was er nicht ist. Oder der, dem es genügt, in der Dumpfheit seines Lebens dahinzuvegetieren. Die klugen Ärzte sagen einem schon jetzt, daß es vielleicht sehr angenehm ist, seinen Körper nicht zu spüren, was nach alter und wohl gerechter Meinung die Bedingung eines gesunden Organismus ist. Allein sie verschweigen auch nicht, daß wir von solchem Zustande immer weiter wegkommen und daß die meisten von uns viel gesünder und glücklicher wären, wenn sie auf die Funktionen ihres Körpers immer genau Obacht geben

wollten. So möchte auch ich der Lieblingsvorstellung einer asketischen und resignierten Zeit gegenüber, die es als weibisch und kindisch hinstellt, sich um seinen Körper und seine Bekleidung intensiv zu kümmern, ein anderes Ideal entgegenzustellen versuchen, nämlich das Bild jenes Menschen, der sein Bestes tut, um nicht allein gesund zu sein, sondern auch in seiner ganzen Erscheinung harmonisch und im Einklang mit seinem innersten Wesen.

So wie keine besondere Haarfarbe, kein Gesetz der Größe oder Kleinheit, keine Anforderung eines bestimmten körperlichen Details einen solchen vielleicht neuen Begriff der menschlichen Schönheit bedingt oder umstößt, sondern nur aus den Proportionen und der Harmonie jenes Lustgefühl zu entstehen scheint, auf das es uns ankommt, so wird man auch finden, daß Jugend oder Alter mit dem Schön- oder Unschönsein gar nichts zu tun haben. Es sei denn, daß man als unumstößliches Gesetz aufschreiben muß: ein alter Mensch, der jung erscheinen will, und ein junger, der alt, sind keine Herzensfreude. Wer aber die wirkliche Kraft, Beweglichkeit, Elastizität, sein tatsächliches Alter auch in seinem Äußeren ungeschminkt zum Ausdruck bringt, in seiner Kleidung weder verhüllt, noch aber auch unterstreicht, dem können die Jahre weiter keinen Abbruch tun, als daß er vielleicht das unglückliche Schicksal hat, mit seiner Sehnsucht immer in einer anderen Epoche zu sein als mit der Realität. Aber wie es ihm dann nicht hülfte, sich in der Jugend sein Haar zu pudern, so hülfte es ihm wohl auch nicht, späterhin den Bart zu schminken und die anmutige Phrase einer vergangenen Zeit als Entschuldigung zu sagen: „Ich wollte nicht, daß man die Weisheit bei mir suche, die ich trotz meiner grauen Haare nicht besitze.“ Häßlich ist gewiß, wer in seinem Betragen und in seinem Gehaben ein Wesen vortäuscht, das ihm nicht eigen ist, denn alles Erfolglose und Lächerliche ist häßlich. Wir alle wissen, wie schön alte Frauen sein können, und der Geist der Mode hat es immer gewußt. Und wenn wir uns von einer Frau, die mühsam Jugendlichkeit vortäuschen will, gekränkt abwenden, so ist das gar keine Moral, sondern nur ein Gefühl der Kränkung, daß jemand etwas sehr leidenschaftlich und mit vielen Mitteln versucht, ohne daß es ihm gelingt, und dazu wahrscheinlich noch die Verletzung unserer (der Beschauer) Eitelkeit, daß man uns nämlich zumutet, so dumm zu sein, daß wir diese Künste nicht durchschauen.

Im engsten Zusammenhang mit unserem Gefühl, daß nur der nuancierte Mensch uns wertvoll ist, was fürs Innerliche so gut wie fürs Äußerliche gilt, steht die andere Tatsache, daß wir die glatten, vom Leben unberührten Gesichter nicht mehr als die vollgültige Erfüllung unserer Sehnsucht erkennen. Wiederum stellt sich der Gedanke ein, daß jede Möglichkeit uns schön sein kann, das schlanke zarte Mädchen, dessen Gesicht uns sagt, wie fern sie allen den Dingen noch ist, von denen andere schon wissen, die Unberührte, in der wir aber alle Reime zu großen Schicksalen zu sehen glauben, oder die andere, von der wir uns sagen, daß sie immer in einem großen Abstand von allem Weltlichen und trotz allen Berührungen dennoch unberührt durchs Leben gehen wird, — das alles sind uns Typen einer neuen Schönheit so gut wie andere Gesichter, in denen eine große Freude, ein unsägliches Schicksal, ein tiefer Schmerz schon Züge eingegraben hat. Wir lehnen nichts ab, und aus allem kann uns Freude entgegenkommen. Von jenem Begriff der Schönheit, den Renan als vermeintlich unverbrüchliche Wahrheit einmal in den Worten: „Toutes passions, toutes opinions nuisent à la beauté“ geprägt hat, will

in unseren Kulturzonen schon längst niemand mehr etwas wissen, wenn wir auch in manchem anderen dem Vorderfuß dieser Meinung Wahrheit zugehen. „Le devoir de la femme c'est sa beauté, mais la beauté est un art difficile. La beauté veut être exclusivement cultivée. Ce qui peut y nuire doit être évité.“ Nur meinen wir eine andere Schönheit.

Gewiß ist es nicht unser Bedürfnis, von jedem Gesichte gleich das ganze Gefühl des Menschen und seine Biographie abzulesen. Eine Maske der Kultur verlangen wir, erwarten wir wohl alle. Allein eine heimliche Andeutung, die Marke des Lebens, möchten wir doch nicht missen, als eine Verkündigung, daß dann in einer seltenen Stunde der ganze Mensch hervorleuchten wird. Der letzte Begriff der menschlichen Schönheit ist für die meisten von uns ja doch nicht in einer unbewegten Antike der schönsten hellenischen Zeit gegeben, sondern im Bildnis der Mona Lisa, die Züge hat und ein Lächeln voller Geheimnisse und voll des tiefsten Wissens von allen Dingen.

Großvater Gänlein.

Erzählung von M. Tschistjakow.

(Schluß.)

Der Gutsherr dankte dem Gänlein für seine seltene Gutherzigkeit, beruhigte den andern, gab ihnen noch einen Zehrpennig auf den Weg, verabschiedete sich freundlich von ihnen und sah ihnen teilnehmend nach, als sie gingen.

Am Kreuzwege, wo sie sich trennen mußten, setzten sie sich unter eine Linde am Ufer des Baches, wo zwischen Erlenbüschen das durchsichtige Wasser murmelnd über dem gelben Grunde dahinglitt.

„Laß uns zum letzten Male zusammen frühstücken!“ sagte der Genesene, und die Tränen traten ihm dabei in die Augen.

„Ich kann nicht essen,“ meinte Gänlein: „aber laß uns noch einmal bei brüderlichem Brot und Salz beisammen sitzen, weit und breit ist niemand.“

Sie legten einen Teil ihres Wegproviantes aufs Gras; aber keiner von ihnen berührte ihn.

„Es scheint, Bruder, es ist uns nicht um's Essen zu tun“, bemerkte das Gänlein.

„Nein, nicht um's Essen, Bruder.“

Eine Weile lang saßen sie schweigend; dann standen beide auf, sprachen ein Gebet, und fielen einander um den Hals, wobei sie weinten, wie Kinder weinen. Zuletzt riß sich der Fremde aus der Umarmung Gänleins los, fiel ihm zu Füßen und sagte mit halberstimmter Stimme: „Meine Seele, mein Augenlicht, du, mein goldenes Morgenrot! Wie soll ich mich von dir trennen, und wie soll ich dir danken, nicht bloß auf dieser, sondern auch in der andern